

Heisse Eisen : vom Unbehagen in der Kultur zum Unbehagen in den Heimen

Autor(en): **Brun, Herbert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **55 (1984)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-811549>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Unbehagen in der Kultur zum Unbehagen in den Heimen

1930 erschien zum ersten Mal die berühmte Abhandlung von Sigmund Freud über «Das Unbehagen in der Kultur». Unsere Welt lebt zurzeit ohne manifeste Gewaltäusserungen. Trotzdem dürfen wir unsere Zeit nicht als eigentlich friedlich bezeichnen. Es ist auch uns heutigen Menschen recht unbehaglich zumute, sei es, weil wir Angst vor einem Krieg haben, oder sei es, weil wir durch die Friedlosigkeit inmitten der Gewaltlosigkeit frustriert sind und den Frieden je länger je mehr als Utopie entschwinden sehen. Wenn wir ehrlich sind, fühlen wir uns unbehaglich, bedroht, beengt, frustriert, verunsichert in unserer zwielichtigen, zwischen Liebe und Tod, zwischen Gefühlen und Vernunft, zwischen Aggression und Regression, zwischen Eros und Thanatos schwebenden Welt. Und wenn wir dieses Unbehagen nicht einfach fatalistisch an- und hinnehmen wollen, sind wir gehalten, uns darüber zu besinnen. Die folgenden Zitate aus der Abhandlung von Freud sind als Denkanstösse für eine Diskussion gedacht. Vielleicht vermögen sie auch das Unbehagen in den Heimen aufzuhellen.

«Homo homini lupus! Wer hat nach allen Erfahrungen des Lebens und der Geschichte den Mut, diesen Satz zu bestreiten? Die Aggression wartet in der Regel eine Provokation ab oder stellt sich in den Dienst einer anderen Absicht, deren Ziel auch mit milderer Mitteln zu erreichen wäre. Unter ihr günstigen Umständen, wenn die seelischen Gegenkräfte, die sie sonst hemmen, weggefallen sind, äussert sie sich auch spontan, enthüllt den Menschen als wilde Bestie, der die Schonung der eigenen Art fremd ist. Die Existenz dieser Aggressionsneigung, die wir bei uns selbst verspüren können, beim anderen mit Recht voraussetzen, ist das Moment, das unser Verhältnis zum Nächsten stört und die Kultur zu ihrem Aufwand nötigt. Infolge dieser primären Feindseligkeit der Menschen gegeneinander ist die Kulturgesellschaft beständig vom Zerfall bedroht. Infolgedessen ist des Menschen Nächster nicht nur möglicher Helfer, sondern auch eine Versuchung, seine Aggression an ihm zu befriedigen.

Dabei ist es immer möglich, eine grössere Menge von Menschen in Liebe aneinander zu binden, wenn nur andere für die Äusserung der Aggression übrig bleiben. Wenn nun die Kultur nicht allein der Sexualität, sondern auch der Aggressionsneigung des Menschen so grosse Opfer auferlegt, so verstehen wir es besser, dass es dem Menschen schwer wird, sich in ihr beglückt zu finden. Der Urmensch hatte es in der Tat darin besser, da er keine Triebeinschränkungen kannte. Zum Ausgleich war seine Sicherheit, solches Glück lange zu geniessen, eine sehr geringe. Der Kulturmensch hat für ein Stück Glücksmöglichkeit ein Stück Sicherheit eingetauscht.

Ob wir nun von Zivilisation und Zivilisierung oder mit Freud von Kulturentwicklung sprechen, wesentlich ist, dass dieser Vorgang zwischen «Eros und Tod, Lebenstrieb und Destruktionstrieb» ist. «Dieser Kampf ist der wesentliche Inhalt des Lebens überhaupt, und darum ist die Kulturentwicklung kurzweg zu bezeichnen als der Lebenskampf der Menschenart.»

Sowohl der unheimliche gewalttätige Kampf als aber auch der vielleicht noch unheimlichere heimliche, innere, verdrängte oder im Dunkeln sich abspielende Kampf im einzelnen Menschen und zwischen Partnern manifestieren das Unbehagen in der Kultur, in der Welt... und eben auch in den Heimen. Da es darüber noch keine so abgeklärte Abhandlung gibt wie die Freud'schen Theorien, seien hier in der Folge einige Feststellungen ebenfalls wieder als Diskussionsgrundlage zusammengefasst; die Reihenfolge ist unbedeutend und keine Wertung.

- Man gibt sich sehr distanziert, zivilisiert und beherrscht, um sein Inneres nicht zu verraten und blosszustellen.
- Man verschanzt sich eben hinter dem anonymen «man», um sich nicht persönlich zu sehr zu engagieren.
- Gefühlsäusserungen sind verpönt, wenn nicht unsittlich, auch wenn man selbst leidet unter dieser Unterdrückung einer natürlichen, gesunden Zärtlichkeit.
- Das Positive, das Glück, das Wunderbare des Lebens wird oft ignoriert aus Angst, diese Kraft könnte uns wie ein Urstrom mitreissen, wobei Weg und Ziel unbekannt sind.
- Man geht, nein, wir gehen Anforderungen, Auseinandersetzungen aus dem Wege, weil wir uns durch die allgemeine Verunsicherung nicht ohnmächtig sehen möchten.
- Wir geben uns als über der Sache stehend, fern des Kampfes zwischen Lebens- und Todestrieb, objektivieren, abstrahieren, verallgemeinern, weil wir unser eigenes subjektives Empfinden und Wohlbefinden nicht gefährdend aufs Spiel setzen wollen.
- Wir verstecken uns (feige) hinter Tabus, Gesetzesparagraphen und Sitte, oft auch hinter des Partners, Heimleiters, Chefs Anweisungen, um nicht selbst entscheiden und Stellung beziehen zu müssen.
- Wir geben uns zumindest äusserlich friedlich, friedfertig, weil wir Angst haben vor der ehrlichen Auseinandersetzung, weil wir befürchten, unser Aggressionsstau (infolge unserer guten Zivilisierung!) könnte aufbrechend zwischenmenschliche Unannehmlichkeiten verursachen.

- Wir halten uns zurück – das ist vornehm! – und überversichern, rückversichern, sichern uns ab, um kein Wagnis oder Risiko eingehen und dadurch unser zwischenmenschliches Engagement einsetzen zu müssen.
- Wir ignorieren die menschlichen Triebe, das Zärtlichkeitsbedürfnis, weil wir Angst haben, von ihrer Kraft in die Irre geführt zu werden.
- Wir akzeptieren dieses «Unterdrücktsein» durch die gesellschaftliche Meinung und durch unsere innere vage Angst, um unsererseits andere durch unser Angepasstsein zu frustrieren.
- Wir selber achten auf diese – sogenannte – Friedlichkeit durch Dämpfung der Gefühle und Triebe und leiden selber am meisten unter dieser entstandenen Friedhofsruhe.
- Wir sind stolz auf unsere Zivilisation, unsere Kultur, in der wir so beherrscht durch die Vernunft, zurückhaltend in den Gefühlen sich und dem Nächsten gegenüber lebend am eigentlichen menschlichen Leben vorbeigehen, schade!
- Wir sind stolz auf unsere Überlegenheit, auf unser Beherrschtsein, unsere Affektdämpfung und erkennen nicht die Zwiespaltigkeit, das Gespaltensein unseres Ich's, entstehend aus dem unnatürlichen Leben, zu dem wir uns in dieser durchzivilisierten Gesellschaft zwingen lassen. Wir leiden stumm, heroisch, und tun uns und unseren anvertrauten Menschen dadurch nur einen schlechten Dienst.

Hier beginnt das Unbehagen der Kultur im Heim zu wirken. Wir versuchen etwas durchzusetzen, was gegen das wahre Leben ist. Wir versuchen etwas zu leben und vorzuleben, was in dieser Unterdrückung und Ignorierung zu körperlichen und seelischen Belastungen führen muss. Jetzt gilt es zu fragen, ob unsere Friedlichkeit, unsere Höflichkeit, unsere Beherrschtheit nicht gerade der Grund sind für die so häufigen Konflikte und inneren Spannungen. Wenn wir ehrlich sind, gestehen wir uns ein, dass wir leiden unter den Zwängen, Spannungen und Missverständnissen in den Heimen, zwischen den Heimmitarbeitern und Schützlingen, dass wir leiden unter der so leblosen Friedhofsruhe, dem Frieden, der eben zuiinnerst keiner ist.

Nach dieser eher destruktiven Blosslegung des Unbehagens muss konstruktiv nach der Bewältigung dieses allgemein gespürten, doch verdrängten Missbehagens geforscht werden.

Gesucht: Ehrlichkeit und Offenheit

Wer Ehrlichkeit und Offenheit meidet, trägt eine Maske, spielt eine Rolle. Dies ist eine unwürdige Haltung eines pädagogischen Menschen. Sie verunmöglicht es dem Partner, selber offen und wahrhaftig zu sein, seine Konflikte ehrlich darzulegen, um dadurch zu gesunden und die Probleme effizient anzugehen. *Wir müssen lernen, offener miteinander zu reden!* Wir müssen lernen, zu unseren Gefühlen zu stehen, sie dem Mitmenschen zu zeigen und spüren zu lassen. Wir müssen lernen, die Hintergründe zu erkennen, nicht nur die Symptome zu behandeln. Wir müssen lernen, ohne Egoist zu sein, unser ungespaltenes Ich in der zwischenmenschlichen Arbeit einzusetzen. Wir müssen wieder lernen, ehrlicher miteinander zu sein, um den einer zu grossen Beherrschtheit folgenden Aggressionsstau, respektive dessen Explosion erst gar nicht entstehen zu lassen.

Gesucht: Die offene Auseinandersetzung

Viele Heimkonferenzen sind geprägt durch einen unheimlichen Friedhoffrieden. Man ist so zivilisiert, dass kaum ein lautes Wort, kaum eine echte Auseinandersetzung gewagt wird. Nur hintenherum wird gemunkelt; Ränke werden geschmiedet; Grüppchen bilden sich. Doch alle meiden die Konfrontation und sagen recht schnell Jein! Ein unwürdiger Zustand! Freiwillig spalten wir unser Ich und leben in einer wiederum unheimlichen Zwiegesichtigkeit, die lähmt und so nicht dem Frieden dient – im Gegenteil: irgendwann wird der Konflikt, der innere oder äussere «Krieg» nur noch verschärft ausbrechen. *Darum wollen wir lernen, uns ehrlich und offen zu streiten.* Das Streitgespräch der alten Römer und Griechen sei uns Vorbild! Das Streitgespräch suchen wir nicht des Streitens wegen, sondern wir wollen miteinander reden. Wir wollen nicht aneinander vorbei diskutieren. Wir wollen uns mit dem Partner auseinandersetzen, um uns schliesslich sinnvoll und beidseits im Einvernehmen auf dem pädagogisch wertvollen Weg zu finden.

Gesucht: Unser eigenes Leben

In jeder Gemeinschaft oder Gesellschaft stehen die Individuen in Gefahr, sich mehr oder weniger aufzugeben, sich dem Gemeinsamen unterzuordnen, sich und die eigenen Bedürfnisse, Tugenden und Untugenden zu ignorieren. Wohl ist es niemandem dabei! Die vielen und in steter Zunahme begriffenen psychosomatischen Erkrankungen sind beredtes Zeugnis dieser Anpassungslosigkeit. Zuninnerst jedoch möchte jeder sich selbst verwirklichen, sich selbst sein dürfen. Wohl ist mir, wenn ich so sein darf, wie ich bin. Daheim und geborgen bin ich dort, wo ich mit all meinen Schwächen und eventuellen Stärken angenommen bin. Ich muss mich nicht anders, nicht bräver, gesitteter, emanzipierter, gescheiter oder interessierter aufspielen, sondern darf ganz so sein, wie es meinem Ich wohl ist. Ich darf auch einmal böse sein, ohne eine Strafe zu gewärtigen. Ich darf auch einmal hässig, hässlich, unfreundlich sein. Ich darf auch einmal etwas vergessen oder falsch machen, ohne Angst haben zu müssen, «abgeschrieben», belächelt oder übergangen zu werden. *Ich möchte Ich sein dürfen. Mein Partner darf sich selbst sein und sich verwirklichen.* Erst diese sich gegenseitig zugestandene Freiheit führt dazu, dass wir gesund, offen und ohne Aggressionen miteinander uns entwickeln können.

Kultur, Zivilisation: Ja! Aber nicht auf Kosten der Menschlichkeit, der Menschwerdung, des offenen zwischenmenschlichen Gesprächs und der Verleugnung der eigenen Persönlichkeit! Nur dadurch begegnen wir dem Unbehagen, nur dadurch können wir das vielerorts feststellbare Missbehagen, entstanden durch das allzu beherrschte, zivilisierte, gedämpfte, ja zur Farce degradierte, zwischenmenschliche Leben auflösen, indem wir uns immer in Ehrlichkeit und Offenheit, im vom Suchen erfüllten Streitgespräch und im Verwirklichen unseres eigenen Lebens dem Mitmenschen hinwenden, ohne Maske, ohne Statusrolle, ganz als Mitmensch, als echter Partner.

Herbert Brun